

P O R T F O L I O

M  
Ä  
R  
C  
H  
E  
Z



## Zu dieser Leistungsmappe (Portfolio)

In dieser Mappe sollen alle wesentlichen Produkte, die Du selbst in diesem Kurs erarbeitest, gesammelt werden. Was als Leistungsnachweis eingereicht wird, soll gesondert vermerkt werden (siehe unten). Es handelt sich also nicht um einen Hefter, in dem alle Notizen und Schriftstücke aus dem Kurs abgelegt werden. Die Mappe soll im Kursraum bleiben.

### Anforderungen:

Spätestens zum Kursende sollen in der Mappe sein:

1. **Das beste selbstgeschriebene Märchen** (getippt). Diese Märchen sollen in einem Kursheft für alle vervielfältigt werden.
2. **Vier Wochenberichte**. In diesen Berichten sollen aufgeschrieben werden, was Du in dieser Woche im Kurs erfahren und gelernt hast. Dazu gehören auch eigne Überlegungen. Es soll auch notiert sein, was und wie gearbeitet wurde. Die Wochenberichte müssen getippt abgegeben werden und sollen mindestens anderthalb Seiten lang sein. Sie sollen jeweils in der folgenden Woche zwischen Montag bis Mittwoch in die Mappen gelegt werden. Wir werden einige Wochenberichte im Kurs vorlesen.
3. Eine schriftlich **ausformulierte Deutung** zu einem Märchen (kann handschriftlich sein – wenn gut lesbar). Diese Deutung kann auf drei Wegen entstehen: a) ganz eigenständig erarbeitet; b) eine Ausarbeitung zu einem gemeinsam gedeuteten Märchen; c) eine Deutung unter Zuhilfenahme einer Deutung aus einem Buch (siehe Semesterapparat). Bitte sagt mir vorher, welches Märchen ihr bearbeiten möchtet.

### ODER

3. Ein **selbst illustriertes Heft** mit einem Märchentext. Dazu kann irgend ein Märchen genommen werden, auch ein selbst geschriebenes. Es sollten wenigstens vier Bilder dazu gezeichnet werden. Das Heft soll schön gestaltet sein.

Zu jedem dieser LNW'e ist ein **Deckblatt** beizulegen! Gegen Ende des Kurses werden die Mappen ausgelegt und besprochen. Der Kursleiter bewertet abschließend die Leistung anhand der Mappen.

LNW	Inhalt:	Datum:	Bestätigung des Kursl.
1.	MÄRCHEN LUSTGARTEN	26.2	Flix Witten
2.	WOCHENBERICHT	5.2	Flix Witten
3.	DEUTUNG DIE FRAU DIE AUSZOG	13.3	Flix Witten
4.	Referat: G. G. JUNG	13.3	Flix Witten

## Deckblatt für eine Einlage in das Portfolio

Kurs: EU 100 Märchenanalyse Datum: 26.02.2002

Name: Hanna Salomé Münche

Titel der Einlage: Das Märchen vom Lustgarten  
mit den goldenen Früchten

Art der Aufgabe, die bearbeitet wurde: selbst geschriebenes  
Märchen

Wie ich an dieser Aufgabe gearbeitet habe: 1. Wochenbericht

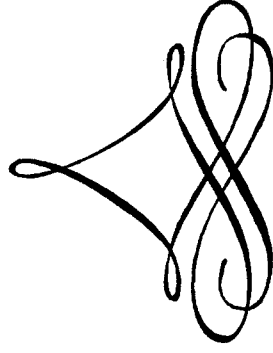
Warum dieser Leistungsnachweis für das Portfolio ausgewählt wurde:


- Was meiner Meinung nach daran gelungen ist: Symbolik
- Was er von mir und meiner Arbeit zeigt: z. B. feministisches  
Interesse

Was ich anhand dieses Leistungsnachweises gelernt habe: Kreative Impulse  
umzusetzen

Das Märchen  
vom Lustgarten mit den goldenen Früchten

*Geschrieben von Hanna Salomé Müsche*





s war vor Zeiten ein König, der hatte einen schönen Lustgarten hinter seinem Schloss; darin stand ein Baum, der goldene Äpfel trug. Als die Äpfel reiften, wurden sie gezählt, aber gleich den nächsten Morgen fehlte einer. Das ward dem König gemeldet, und der befahl, dass alle Nächte unter dem Baume Wache sollte gehalten werden. Der König hatte drei Söhne, davon schickte er den ältesten bei einbrechender Nacht in den Garten; wie es aber Mitternacht war, konnte er sich des Schlafes nicht erwehren, und am nächsten Morgen fehlte wieder ein Apfel...

In der darauf folgenden Nacht befahlte der König seinen zweiten Sohn, bei dem Baume Wache zu halten. Dieser tat, wie ihm geheißen; nach einer Weile aber wurden ihm die Glieder so schwer, dass er bei sich dachte: „Ich will nur ein klein wenig ausruhen und mich am Fuße des Baumes lagern. Dann wird's sich für den Rest der Nacht noch gleich viel besser wachen lassen.“ Sprach's und legte sich nieder ins weiche Moos. So ward auch der zweite Sohn vom Schläfe überwältigt und schnarchte die ganze Nacht. Und als der Morgen graute, fehlte wieder ein Apfel.

Schließlich sandte der König seinen jüngsten Sohn in den Garten und trug ihm auf, die kostbaren Früchte zu hüten wie seinen eigenen Augapfel. Doch, o weh, es sollte dem Jüngsten nicht anders ergehen als seinen unglückseligen Brüdern vor ihm. Und als am Morgen des vierten Tages nachgezählt ward, fehlte abermals ein Apfel.

Der König, dem dies kundgetan, geriet über die Nachlässigkeit seiner Söhne in große Sorge und härmte sich sehr, denn es hatte mit den goldenen Äpfeln eine sonderliche Bewandnis: Sobald sie reif, durften sie durchaus nicht gepflückt werden, nein, denn sollte der Baum auch fortan reiche Ernte tragen, war geduldig abzuwarten, bis die Äpfel von selbst herunterpurzelten.

Nun hatte aber der König noch eine Tochter, die - anmutig und wohlgezogen, wie es sich für eine Prinzessin ziemt - das Herz ihres alten Vaters auch in schweren Zeiten erfreute. Und es trug sich zu, als das Königreich zusehends verarmte, dass der König die Botschaft ausgehen ließ: Wer Manns genug sei, den Apfeldieb zu ergreifen, der solle reich entlohnt werden und seine Tochter heimführen. Es müsse

aber ein jeder sein Leben bei dem Unternehmen wagen, und scheitere er, so habe er sein Leben verwirkt. Es meldeten sich der Wagemutigen viele, doch keinem sollte es je gelingen, einen Blick auf den Apfeldieb zu erhaschen, geschweige denn ihm das Handwerk zu legen, denn sie alle durchschlüpfen die Nächte unter dem Baume und büßten für ihre Kühnheit mit dem Leben. Die Zahl der Äpfel aber schwand von Tag zu Tag dahin, bis eines Morgens früh nur noch ein einziger übrig geblieben war.

An jenem Morgen aber geschah es, dass die Prinzessin nicht, wie gewohnt, von ihren Kammerzofen geweckt wurde, sondern durch das Flügelflattern auf dem Fenstersims zu ihrem Schlafgemach. „Kra, kra“, hörte sie die Stimme eines Raben,

„Geht hinaus heute Nacht,  
und dem Schläfe entrücktet.  
auf den Apfel gebt Acht,  
dass niemand ihn pflücket!“

Der blauschwarz Gefiederte empfahl sich, erhob sich in die Lüfte und flog von dannen. Die Prinzessin war mit einem Schläge hellwach; aber ach, wie wurde ihr bang ums Herz, nachdem sie die Weisung vernommen. Ihre Zofen fanden sie schließlich jammernd unter der Bettdecke. „Wie soll ich, armes Kind, dort beim Baume wachen und des Bösewichtes harren, der da kommen wird, auch noch den letzten Apfel zu stehlen? Wo doch schon meine Brüder, die Tapfersten unter der Sonne, und so viele andere wackere Männer übel angekommen sind!“ Ach, wie plagte sich die Prinzessin: Grün vor Angst probierte sie allerlei Verstecke, doch es wollte alles nichts helfen, denn wo immer sie Zuflucht suchte, nirgends fand sie die ersehnte Ruh.

Als es indes Abend werden wollte, nahm die Königstochter all ihren Mut zusammen und trat im Thronsaal vor ihren Vater. Klop-fenden Herzens bat sie darum, nach Tagesende ihr Glück versuchen zu dürfen. Der König aber schrie Zeter und Mordio, bangte er doch um das Leben seines Töchterleins, und wollte ihrem Ansinnen nicht stattgeben - denn weidlich gedräut hatte er jedem Taugenichtse, und sei es sein eigen Fleisch und Blut. Weil nun aber seine Tochter seine einzige Freude und Hoffnung noch war, willfuhr er schlussendlich

und sprach schweren Herzens: „Sei auf der Hut, mein Goldkind. Es geht nicht mit rechten Dingen zu dort draußen, und gegen Ungemach vermag ich dich nicht zu feien.“ Von der Königin aber empfing die Prinzessin ein Geschenk zum Abschied. „Nimm diese Flöte“, hob ihre Mutter an und legte ihr ein Schnitzwerk aus Weidenholz in die Hand, „Angstigt dich, so lass eine alte Weise erklingen, und deine Furcht wird nachlassen. Wohlan!“ Mit diesen Worten entließ das Königspaar seine Tochter in den Garten.

Und die Prinzessin lief zu dem Apfelbaume und setzte sich nieder. Als aber die Nacht hereinfiel, erklimmte sie den Baum, denn es gruselte ihr gar zu sehr. So kauerte sie sich auf einen Ast nahe dem Apfel, und nachdem sie Stunde um Stunde so gegessen hatte, konnte sie ihre Tränen nicht länger zurückhalten, so zag ward ihr zumute. Und wie sie so weinend dsaß, spürte sie mit einem Mal einen Lufthauch über ihr Haar streichen. Und kaum hatte sie aufgeblickt, so sah sie, wie sich der letzte und der schönste der goldenen Äpfel, ruckartig schwan- kend, zu Boden bewegte und, drei Fußlängen über dem Boden schwebend, fort aus dem königlichen Garten.

Als die Prinzessin sich aber gefasst hatte, da sprang sie behände vom Baume herunter und rannte, was ihre Beine hergaben, hinter dem goldenen Apfel her. Auf einmal aber verfiel sich ihr Fuß, so dass sie stolperte und der Länge nach hinfiel. Im selben Augenblick entfuhr ihr ein Schrei, denn nur eine Naselänge voraus erblickte sie ein hutzliges Zwerglein. Es rappelte sich flugs auf und suchte Apfel und Tarnkappe zu raffén, welche ihm beim Sturze abhanden gekommen waren. Die Prinzessin nämlich war auf sein unsichtbares Mäntelchen getreten. Da besann sich aber die Prinzessin, griff gleichermaßen nach Kappe und Apfel und kam dem Zwerglein gerade zuvor. Die Begehrlichkeiten hinter ihrem Rücken bergend und das Zwerglein an seinem Krägelchen zerrénd, dass es zappelte, sprach sie also herausfordernd: „Ei, du bist wohl der Apfeldieb, der meines Vaters Königreich dem Untergang anheim geben will. So sollst du nun deiner gerechten Strafe zugeführt werden.“ Das Zwerglein aber spie Gift und Galle und zeterete: „Lass mich sofort herunter! Und gib mir meine Habe zurück, du greinendes Weibsen! Ich hätte wissen müssen, dass bei einer wie dir mein Schlafpülvérchen nichts auszurichten vermag. Schwerenot noch einmal! Deine verfluchten Tränen haben es einfach

fortgespült! Lass sofort mein Krägelchen los!“ Die Prinzessin aber blieb eisern, woraufhin der Zwerg abermals ansetzte, diesmal eine Spur höflicher: „Seht nur, der Baum ist verdorrt und nicht mehr zu retten. Wenn Ihr mir aber Apfel und Kappe überlasst, so will ich mich meinerseits erkenntlich zeigen und Euch verraten, wie Ihr einen solchen Kümmerling wieder zum Blüten bringt.“ Da überlegte die Prinzessin nicht lang und entäußerte sich beider. Das Zwerglein tat im Gegenzug einen Griff unter sein lotteriges Mäntelchen und brachte eine kleine Phiole zum Vorschein. „Da, nehmt dieses Fläschchen. Es ist Lebenswasser darinnen. Gießet den Kümmerling damit, und er wird schöner gedeihen denn je.“ Sprach's und stülpte sich seine Kappe über; und ehe sich's die Prinzessin versah, war das Zwerglein entschwunden – und mit ihm die kleine Phiole. Zurück blieb einzig der Widerhall von des Zwergen hämischem Gelächter.

Da setzte sich die Prinzessin auf einen Stein und weinte bitterlich, denn nun schien alle Hoffnung verloren. Und sie schluchzte so herzerreißend, dass niemals zuvor herzerreißender geschluchzt worden war. Neben ihr aber landete der Rabe, den die Prinzessin schon des Morgens gewahrt hatte, und riet ihr zu, sich aus eigener Kraft auf die Suche nach dem geheimnisvollen Wasser zu begeben:

„Ziehst hinaus in die Weiten der Welt,  
tief in dem Walde versucht Euer Glück.  
Findet den Born, der bewacht und umstellt,  
schöpfet das Wasser und kehret zurück.“

So besann sich die Prinzessin, schnürte ihre Schuhe und warf einen letzten wehmütigen Blick auf das Schloss ihres Vaters; dann jedoch schickte sie sich zur Reise an, ohne sich ein weiteres Mal umzuwenden. Sie lief die ganze Nacht hindurch und viele weitere Tage und Nächte über Berg und Tal, immer querfeldein, und kam so durch Gegenden, derer sie noch niemals zuvor ansichtig geworden war. Nach einiger Zeit waren ihre Schuhe durchgelaufen und ihre Füße wund, von da an lief sie barfüßig, und an ihren Sohlen bildeten sich Schwielen. Die Prinzessin lief fort und fort bei Sonne, Wind und Regen; manchmal, sowie sich eine passende Bettstatt bot, ruhte sie aus; sie nährte sich von dem, was die Natur ihr bot – von Wurzeln,

Beeren und Pilzen, die sie am Wegesrand fand. Manchmal sah sie, wie sich am Himmel oder auf einem nahen Felsen die Silhouette des Raben abbildete; dann wusste sie, dass sie sich auf dem rechten Wege befand, und schritt getrost aus. Am Abend des neunundvierzigsten Tages aber gelangte sie an den Rand eines großen, dunklen und tiefen Waldes. Sie tat ein paar Schritte hinein, ließ sich unter einer ausladenden Buche nieder und sank, kaum hatte sie sich gebettet, in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Als die Prinzessin am nächsten Tage erwachte, stand die Sonne bereits im Zenit. Geweckt worden war sie, so deutete ihr, von einem durchdringenden Geräusch, einem kläglichen Winseln gleich. Und tatsächlich fand sie unweit von ihrer Bettstatt einen jungen Tiger, dessen Hinterlauf in eine Falle geraten war. Diese schnitt ihm tief ins Fleisch und hatte eine böse Wunde verursacht. „Bitte, könnt Ihr mir helfen?“ wimmerte der Tiger, „Hier im Walde treibt ein arglistiges Zwerglein sein Unwesen. Ich bin in seine Falle geraten und kann mich nicht allein befreien.“ Ohne zu zaudern, löste da die Prinzessin die Fußangel und reinigte die Wunde; auch brachte sie Wildkraut auf und umgab das Tier mit ihrem golden durchwirkten Schultertuche. Mit einem Male aber erinnerte sie sich der Weidenflöte, die ihr einst ihre Mutter gegeben. Und wie um den Tiger zu besänftigen, zog sie das Instrument aus ihrer Rocktasche und spielte ihm eine liebliche Weise. So hegte die Prinzessin den Tiger, bis er wieder umherstreifen konnte, und als sodann die Stunde des Abschieds herannahte, da schnurrte er:

„Gerettet habt Ihr mir das Leben.

Drum will ich Euch mein Wort jetzt geben:

Wo immer Ihr spielt die Melodei,  
so ruft Ihr mich, Felidae, herbei!“

Die Prinzessin ging weiter und drang immer tiefer in den Wald vor, und als sie schon glaubte, sich verirrt zu haben, da geriet sie unversehens auf eine Waldlichtung, rings umstanden von purpur blühenden Apfelbäumen. In der Mitte der Lichtung aber befand sich ein Brunnen, und um diesen Brunnen da saßen zwölf Raubtiere, von denen ein jedes seine Zähne fletschte und sich dräuend der Prinzessin nahte.

Rasch griff diese zu ihrer Flöte und begann zu spielen. Und siehe da, kaum waren die ersten Töne der Melodie verklungen, da erschienen wie von Zauberhand der Tiger – zu wachen, dadurch ihr kein Leid geschehe. Und also ward der Prinzessin nicht ein einziges Haar gekrümmt, und die Tiere gaben den Weg zum Brunnen frei, ja bildeten eine Gasse, damit die Prinzessin hindurchschreiten konnte.

Nach langer Reise war sie nun endlich am verheißenen Bronnen angelangt. Als sie sich aber über den Rand beugte, um hineinzusehen, da sprang ihr jählings das garstige Zwerglein ins Gesicht und keifte: „Das Wasser ist mein, auf ewig mein! Nimmer werde ich auch nur ein Tröpflein an dich verschwenden – so wahr man mich den Reichsten und Mächtigsten in allen Landen nennt!“ Die Prinzessin fuhr erschrocken zurück, und das Zwerglein keckerte böse. Und noch ehe der Tiger zu einem Prankenhieb ausholen konnte, löste sich das Zwerglein in Luft auf und war verschwunden – und mit ihm das Seil zum Schöpfen des Wassers. Sollte die Prinzessin das heilende Wasser am Ende doch nicht erhalten? Die Prinzessin aber ließ sich nicht beirren und sprach: „So es kein Seil mehr gibt, an dem ich mein Fläschchen in den Brunnen hinunterlassen kann, muss ich wohl selber hinabsteigen.“ Nach einer Weile des Nachdenkens aber bemächtigten sich ihrer Zweifel: „Ich mag ja unbeschadet hinuntergelangen, nur wie komme ich wieder hinauf?“ Und dieweil die Prinzessin noch mit ihrer Drangsal beschäftigt war, da löste sich aus dem Dickicht die schmale Gestalt einer Schlange.

„Dürft' ich wohl behülflich sein,

Euch Holde um die Mitte fassen?

Vertraut mir nur und lasst Euch ein,

ich werd' Euch schon nicht fahren lassen“,

zischelte sie und ringelte sich gefällig um die Seilwinde. Da überlegte die Prinzessin nicht lang und stieg, von der Schlange umschlungen, in den Brunnen hinab, ihre Flasche mit dem Elixier zu füllen.

Und sowie die Prinzessin, das Fläschchen an ihrem Busen bergend, mit beiden Beinen wieder fest auf dem Boden stand, da hub ein starker Wind an, der Himmel öffnete seine Schleusen, und aus den Wolken entfuhr ein Blitz. Der schlug nicht weit vom Bronnen in den

Boden ein, dass die Erde bebte; und dort, wo er den Boden traf, konnte man einen Atemzug lang die Gestalt des Zwergleins aufleuchten sehen, dem es die Tarnkappe vom Kopf riss. Drauf blieb der Widerling, von Kopf bis Fuß eingeschwärtzt, liegen und rührte sich sein Lebtag nicht mehr.

Mit der Schlange aber nahm es eine zauberhafte Verwandlung: Die Schlangenhaut fiel trefflich von ihr ab und aus der Hülle entstieg eine weise Alte, deren Haar einen silbernen Schimmer trug und deren Gewande über und über aus silbernen Fäden gewirkt waren. Und sie fing an zu erzählen: „Ihr, meine Teure, habt mich erlöst. Ihr habt mir Euer Vertrauen geschenkt, und ich habe eine gute Tat an Euch vollbringen dürfen. So habt Ihr den Bann des Zwerges gebrochen. Von nun an will ich Euch treu zu Diensten sein und Rat spenden, wann immer Ihr ihm bedürftet.“ So ward alsbald die Heimreise angetreten; zu dritt sah man sie des Weges schreiten: die Prinzessin, den Tiger zu ihrer Linken, die Alte zu ihrer Rechten. Und wer nur etwas genauer hinschaute, der gewahrte auch einen Raben, der an ihrer Spitze flog. Die Reise dauerte nur wenige Tagesmärsche und war ebenso wenig beschwerlich.

Und als zu guter Letzt das Schloss ihrer Eltern in Sichtweite kam, da fing die Prinzessin zu rennen an und machte nicht eher Halt, als bis sie den dahinter liegenden Lustgarten erreicht hatte. Dort netzte sie die Wurzeln des verkümmerten Apfelbaumes mit dem Lebenswasser und, da sie noch etwas übrig behalten, auch die der anderen Bäume. Und als dies endlich geschehen, da erwachte ringsumher alles zu neuem Leben: Die Bäume trieben aus, sie trugen purpurnen Flor, und es reiften an ihnen die ersten goldenen Früchte. O wie schön waren alle miteinander anzuschauen, wie sie da in der Sonne prangten; am schönsten von allen aber erstrahlte inmitten des Gartens der Apfelbaum. Und er strahlte so hell, dass sich der König und die Königin, als sie ans Fenster traten, ihre Augen schirmen mussten, um zu sehen. Als sie aber die Pracht geschaut hatten, da waren sie zu Tränen gerührt, denn sie wussten, ihre Tochter war heimgekehrt.

Ach, welch ein freudiges Wiedersehen gab es da am Königshof! Es ward ein großes Fest ausgerichtet und die Prinzessin alsbald zur Königin gekrönt. Allerwärts zur Seite stand ihr die weise Alte und half rundaus beim Regieren. Dem Raben und dem Tiger aber ward

die Aufgabe zuteil, den ambrosischen Garten zu hüten. Und dem Königreich erging es wohl wie noch nie, denn das Darben hatte ein Ende. Mithin waren's alle zufrieden und lebten glücklich weiter fort.



# Wochenbericht I

## Zusammenschau der Kurssitzungen vom 28. Januar bis zum 1. Februar 2002, ergänzt durch eigene Gedankengänge und Betrachtungen

Dem eigentlichen Wochenbericht möchte ich einige Worte zu meiner Motivation voranstellen, mich mit Märchen und ihrer Analyse zu beschäftigen. In den vorangegangenen Semestern habe ich mich (ebenfalls im Rahmen des Ergänzungsunterrichtes) mit der epischen Dichtung unterschiedlicher Kulturkreise und Zeitalter auseinander gesetzt. Der Volksepik (im Gegensatz zur literarischen Epik) und den Volksmärchen (im Gegensatz zu den Kunstmärchen) ist gemein, lange Zeit mündlich tradiert und seit ungefähr dem 19. Jahrhundert unter die literaturwissenschaftliche Kategorie der Volksdichtung subsumiert worden zu sein; sie stehen also in einem mehr oder minder engen Zusammenhang. Vor diesem Hintergrund wünsche ich, mich nun eingehend mit einer anders nuancierten Form der Volksdichtung, eben den Märchen, zu befassen und so eine Erweiterung meines Blickwinkels zu erfahren.

Darüber hinaus sehe ich in dem Kurs zur Märchenanalyse zwei meiner wesentlichen Interessensgebiete verbunden, nämlich Literatur und Psychologie – zumal die Märchenlektüre zu meinen ersten literarischen Erfahrungen schlechthin zählt. Ich verspreche mir von diesem Kurs, einen Einblick in die psychologische, genauer gesagt, tiefenpsychologische Analyse und Deutung von Märchen zu gewinnen; mein spezielles Interesse gilt dabei der Archetypenlehre C. G. Jungs. Gerne würde ich mich im Verlauf des fünfwöchigen Kurses in selbige und die an ihr geübte feministische Kritik einarbeiten.

Im Folgenden will ich so verfahren, dass ich resümierend und ergebnisorientiert darlege, was wir während dieser Kurswoche im Plenum, in Kleingruppen oder in Einzelarbeit erdacht, ausgearbeitet und gestaltet haben und wie wir jeweils methodisch vorgegangen sind. Auch werde ich ggf. meine persönlichen Eindrücke und Einsichten schildern. Last not least möchte ich eigene Überlegungen, Erörterungen und Betrachtungsweisen einflechten.

---

### Einführungsphase

In der ersten Sitzung konstituierte sich unsere Kursgruppe aus ca. 15 Kollegiatinnen und Kollegiaten. Felix Winter, der Kursleiter, stellte uns vor, auf welche verschiedenen Arten und Weisen wir uns im Kursverlauf dem Themenkomplex „Märchen“ annähern würden: nämlich in Form der Lektüre, der Märcheninterpretation und mehr noch – der -deutung, mittels der illustrativen Gestaltung von Märchen sowie der Anfertigung eigener Märchenkompositionen. Zunächst jedoch reflektierten wir unseren eigenen Erfahrungshintergrund und unser Vorwissen, Märchen und Märchentheorie betreffend, und formulierten Interessen, Vorstellungen und Erwartungen an den Kurs bzw. für die bevorstehenden fünf Kurswochen. (Das zugrunde liegende Papier, überschrieben mit „Erfahrungshintergrund, Vorwissen und Interessen zum Thema Märchen“, ist dem Portfolio beigefügt.)

Der Fokus des Kurses liegt auf den Volksmärchen, speziell auf den Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“ und unter diesen wiederum auf den sog. Zaubermärchen, die als Märchen im engeren Sinne gelten. In ihnen spielen magische und übernatürliche Wesen bzw. Mächte, wie z. B. Hexen, Zwerge und sprechende Tiere, eine Schlüsselrolle für den Helden oder die Helden, sei es nun in positiver oder negativer Hinsicht.

### „Das Wasser des Lebens“

Das erste Märchen, mit dem wir uns im Plenum auseinander setzten, trägt den Titel „Das Wasser des Lebens“ (Reader, S. 33-36). Der Anschaulichkeit halber will ich seinen Inhalt kurz zusammenfassen:

Das Märchen handelt von einem König, der sterbenskrank ist, und dem Schicksal seiner drei Söhne, die fortziehen, um das Wasser des Lebens zu suchen, das allein ihrem Vater noch zu helfen vermag. Schweren Herzens lässt der König zunächst seinen ältesten Sohn ausziehen. Aber die Motive des Prinzen sind nicht lauter: Allein aus Habgier nämlich – um sich die Gunst seines Vaters und letztlich den Thron zu sichern – hat er sich zu dem Unterfangen entschlossen. Als er des Wegs einen Zwerg schmäht und verunglimpft, tritt seine schlechte Gesinnung offen zutage. Der Zwerg verwünscht ihn daraufhin, und der Prinz gerät in eine Bergschlucht, einer Sackgasse gleich, in der er gefangen bleibt. Der zweite Prinz teilt jenes Schicksal, denn auch er ist habgierig und hochmütig.

Anders hingegen ergeht es dem jüngsten der drei Brüder. Arglos und freundlich begegnet dieser dem Zwergen, welcher dem Jüngling hernach bereitwillig seine Dienste anbietet: Er instruiert ihn, wie er vorzuziehen habe, um das Wasser des Lebens zu erlangen, und gibt ihm nützliche Requisiten an die Hand. So gelangt der Prinz mühelos ins Innere des verwunschenen Schlosses, in dem sich der Brunnen mit dem Lebenselixier befindet. Die Gemächer passierend, streift er mehreren verwunschenen Prinzen die Ringe vom Finger und eignet sich ein Laib Brot und ein Schwert an. Dann trifft er auf die Königstochter, die ihm erfreut verkündet, er habe sie erlöst. Bei seiner Wiederkehr nach einem Jahr solle Hochzeit gehalten werden, und ihm sei das ganze Reich versprochen. Obwohl ihm nur wenig Zeit bleibt, bevor sich die Tore des Schlosses wieder schließen, legt sich der Prinz saumselig zum Schlafen nieder. Gerade noch rechtzeitig erwacht er, um den Brunnen aufzusuchen, das Wasser zu schöpfen und zwischen den Torflügeln hindurch in die Freiheit zu hasten.

Auf dem Heimweg begegnet der Jüngling erneut seinem Gönner, dem Zwerg, der ihn über das geheimnisvolle Potential der mitgeführten Gegenstände aufklärt: Mit dem Brot sei jede Menschenmenge zu sättigen, mit dem Schwert jede Schlacht zu gewinnen. Und tatsächlich vermag der Jüngling vermittels dieser Wundergaben, drei Königreichen aus der Bredouille zu helfen. Auch bittet der herzensgute Prinz seine Brüder bei dem Zwergen los, welcher ihn jedoch eindringlich vor beiden warnt. Trotzdem berichtet der Jüngling seinen Brüdern allzu arglos, was ihm widerfahren sei. Die Brüder sinnen auf Rache, und während der Jüngling schläft, betrügen sie ihn um das Elixier, indem sie es gegen Meerwasser vertauschen.

Als der König aber das Meerwasser zu sich nimmt, verschlechtert sich sein Gesundheitszustand noch. Die verschlagenen Brüder intrigieren gegen den Jüngsten, denunzieren ihn als versuchten Mörder und bringen dem Vater ihrerseits das Heilwasser dar. Der genesene König heißt den Jäger, seinen jüngsten Sohn zu töten; der mitleidige Jäger aber tauscht die Kleider mit dem Prinzen, und dieser führt fortan ein abgeschiedenes Leben im Wald.

Als die Jahresfrist verstrichen ist, lässt die Königstochter in Erwartung ihres Bräutigams eine goldene Straße vor den Toren ihres Schlosses fertigen und verlaublich, nur wer stracks auf dieser geritten komme, sei ihr Erlöser. Die zwei älteren Brüder, die hoffen, die Prinzessin freien und sich dergestalt bereichern zu können, bestehen deren Prüfung nicht, denn ihr Geiz lässt sie neben der Straße reiten. Anders der Jüngling, der nur an seine Liebste denkt. So obsiegt schlussendlich das Gute: Die beiden Liebenden halten Hochzeit, und bald darauf gibt es ein freudiges Wiedersehen zwischen dem reuigen König und seinem tot geglaubten Sohn. Dessen Brüder aber machen sich, noch ehe sie bestraft werden können, übers Meer davon.

**Dieses Märchen als Ausgangspunkt nehmend, erprobte unser Kurs arbeitsteilig kreative Formen der Auseinandersetzung. Über mehrere Plenumsitzungen und besonders intensiv widmeten wir uns der Interpretation und Deutung des Märchens. Dabei sind wir teils assoziatorisch und ganz im Sinne der Jungschen Amplifikation (also inspirativ und elaborierend), teils systematisch und analytisch (also strukturierend und differenzierend) vorgegangen. Eine Auswahl interpretatorischer Anhaltspunkte und Ideen sei hier episodisch dargestellt. Grundsätzlich gilt, dass Interpretationen zwar mehr oder weniger stimmig, nicht aber richtig oder falsch sein können.**

- Zu Beginn des Märchens fällt auf, dass allein männliche Personen auftreten, nämlich der König und seine drei Söhne. Das Maskuline erfährt also eine übermäßige Betonung. Da sich im Märchen weibliche und männliche Elemente ergänzen müssen, um ein harmonisches Ganzes herzustellen, kann dies folglich als defizitäres Ungleichgewicht aufgefasst werden. Ferner lässt sich die Ausgangssituation dahingehend interpretieren, dass die lebensbedrohliche Krankheit des Königs den desolaten Zustand des Königreiches im Ganzen symbolisiert.<sup>1</sup> Der schwache bzw. versiegender Lebenswille des Königs hebt hervor, inwieweit das Reich bereits dem Verfall anheim gegeben ist. Um die Situation zum Guten zu wenden, fehlen unter dem Strich ein weibliches Gegengewicht und das Wasser des Lebens, das heilsame Elixier. Beides zu finden, ist dem jüngsten Königssohn – gleichsam als Inkarnation der Gutmütigkeit, des Freimuts und des Vertrauens – vorbehalten. Seinen verschlagenen Brüdern bleibt der Weg zu diesem Glück versperrt.

<sup>1</sup> Eine Allegorie ist eine rhetorische Figur und wird in der Rhetorik als bildhafte literarische Darstellung eines abstrakten Sachverhalts – oft qua Personifizierung – definiert. Ein Sinnzusammenhang wird semantisch ganz und gar durch einen geschlossenen konventionalisierten Bildzusammenhang wiedergegeben. Mit anderen Worten verkörpert die Allegorie das Gemeinte. Sie wird nach festen Regeln konstruiert und kann daher einsinnig aufgelöst werden. Sie wird auch als „continuata metaphora“, als fortgesetzte Metapher, aufgefasst (vgl. Microsoft Encarta Enzyklopädie 1998). Im Gegensatz zur Allegorie verweist das Symbol auf das Gemeinte; das Verweisungsverhältnis ist entweder naturhaft oder kulturell vermittelt. Im Unterschied zur Allegorie ist das Symbol jedoch polyvalent und kann individuell gesetzt werden (vgl. Lauer 2001). Analog bezeichnet Jung (1999, S. 8 ff.) eine Allegorie als Paraphrasierung eines Bewusstseinsinhaltes. Ein Symbol versteht er dagegen als bestmöglichen Ausdruck für einen erst geahnten, aber noch unerkannten, unbewussten Inhalt. Zwar handelt es sich nach Jung bei den Bildern in Mythos und Märchen um kollektive, ursprünglich unbewusste, inzwischen aber spezifisch geprägte Archetypen, welche über lange Zeiträume hinweg tradiert worden sind. Als Grundprinzipien des Unbewussten könnten sie jedoch kaum jemals erschöpfend gedeutet werden. Aus diesem Grund verwende ich im Kontext der Märcheninterpretation vorzugsweise den Begriff des Symbols. In Träumen und Visionen seien die gleichen archetypischen Bilder ohnehin als Symbole zu bezeichnen (vgl. ebd., S. 40 f.).

- Auf der Suche nach dem Lebenselixier trifft der jüngste Prinz auf einen Zwerg, der insgesamt eine ambivalente Rolle spielt, in Interaktion mit dem Jüngling aber durchweg hilfsbereit und ratgebend auftritt. So gerät der Jüngling allein dank der Hilfe des Zwergs in das verwunschene Schloss, in dem das Lebenswasser quellt, einen entrückten und unter normalen Umständen unzugänglichen Ort. Individualpsychologisch, d. h. auf der Subjektstufe, betrachtet, könnte die Reise des Jünglings einen emanzipatorischen Selbstfindungsprozess implizieren, in dessen Verlauf Blockaden aufgearbeitet und Fixierungen gelöst werden. Z. B. streift der Jüngling den verwunschenen Prinzen die Ringe vom Finger. Da Ringe zumeist Bindung und Verbundenheit symbolisieren, könnte dieser Vorgang versinnbildlichen, dass der Jüngling die schicksalhafte Bindung und Bannung der Prinzen an den verzauberten Ort löst und zugleich die Erlösung der Königstochter einleitet. Auch die spätere Vermählung könnte semantisch vorweggenommen sein. Die Königstochter harrt auf einen Erlöser und – werden althergebrachte patriarchalische (Gesellschafts-)Strukturen vorausgesetzt – auch auf einen Regenten; zumindest spricht sie davon, dem Jüngling solle ihr ganzes Reich zufallen. In jedem Fall wünscht sie ihn als Mann an ihrer Seite. Weiterhin erwirbt der Jüngling Gegenstände, die wohl auf Eigenschaften bzw. Fertigkeiten verweisen, welche ihm noch abgehen, derer er jedoch bedarf, um ein souveränes Leben führen und verantwortungsvoll ein Königreich regieren zu können. Brot ist ein Grundnahrungsmittel und ein Energielieferant, die Nahrungszufuhr überlebenswichtig. Das Schwert, das er an sich nimmt, aber zunächst ungenutzt lässt, symbolisiert Aggression bzw. ein Aggressionspotential.
- Wer ein Brot besitzt, welches niemals ausgeht, und ein Schwert, welches ganze Heere besiegen kann, verfügt über eine gewisse Allmacht. Der Jüngling aber nutzt diese nicht etwa aus, sondern leiht Brot und Schwert an Königreiche, die ohne sie dem Untergang geweiht wären. Indessen mangelt es ihm noch an Wachsamkeit und Scharfsinn, was ihm beinahe zum Verhängnis wird. Zwar hat er nichtsdestotrotz das Lebenswasser gefunden, aber seine heimtückischen Brüder betrügen ihn darum, ja bedrohen ihn sogar an Leib und Leben. Sein geheilter Vater, der König, vermag die beiden ebenso wenig zu durchschauen, so dass er seinen jüngsten Sohn – in dem Glauben, dieser habe ihm nach dem Leben trachten wollen – zum Tode verurteilt.
- Infolge dieses Traumas muss der Jüngling einen weiteren Lernprozess durchlaufen und erstmals aus eigener Kraft für sich Sorge tragen. Er fügt sich ganz in die Rolle des gewöhnlichen Jägers, den Hüter des Waldes, dessen gesellschaftlicher Status weit geringer ist als der eines Prinzen. Um alleine im Wald überleben zu können, bedarf es notwendigerweise der Wachsamkeit, z. B. muss er essbare von giftigen Pflanzen unterscheiden können und Wissen über die dort lebenden Tiere erwerben, denn wilde Tiere sind gemeinhin gefährlicher als domestizierte. Die Kommunikation mit Tieren ist im Übrigen sehr viel ursprünglicher, eine Schulung der eigenen Intuition und Instinkte, wie ich finde. Wer in Abgeschiedenheit, quasi als Eremit, lebt, hat zudem viel Gelegenheit zur Introspektion. Während dieser Episode lernt der Jüngling also den Wald – möglicherweise eine allegorische Umschreibung seiner bisher unbewussten Persönlichkeitsanteile – und letztlich sich selbst besser kennen.
- Im Gegensatz zu dem erst unbedarften, mithin leidgeprüften Jüngling kann die Prinzessin durchaus zwischen Gut und Böse differenzieren, denn sie lässt eine goldene Straße vor ihrem Schloss anlegen und verfügt, nur wer stracks darüber geritten komme, sei ihr Erlöser. Gemeint ist der Jüngling, dessen Menschlichkeit und Liebesfähigkeit die Prinzessin gleich bei ihrer ersten Begegnung erkannt hat. Wie die Prüfung durch die Prinzessin beweist, ist der Jüngling zwar sicherlich gereift, hat seine bisherigen Qualitäten aber keineswegs eingebüßt. Bei der Hochzeit verbinden sich nun die Qualitäten beider zu einem neuen Ganzen, was – bedenkt man die Rolle des Prinzen als Befreier und zukünftiger Regent – eine wechselseitige Bereicherung darstellt. Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn unter so ganz anderen Vorzeichen als den vormaligen beinhaltet auf jeden Fall das Element der Instandsetzung von Gerechtigkeit. Meiner Ansicht nach ist darin gleichermaßen ausgedrückt, dass sich der Jüngling wieder verwurzelt fühlt und freien Zugang zu seinen Ressourcen hat.
- Abschließend möchte ich die Endsituation des Märchens der Ausgangssituation gegenüberstellen und auf diese Weise Bilanz ziehen: Dank des Lebenswassers ist der alte König von seiner todbringenden Krankheit genesen. Im übertragenden Sinne kann das Heilwasser als Mittel zur inneren Reinigung gesehen werden, vermöge dessen der König an Klarsicht sowie an Vitalität und Dynamik gewinnt. Zu seiner Lebensfreude findet er aber vermutlich erst zurück, als er seinen unschuldigen Sohn lebend weiß und wieder mit ihm zusammenkommt. Dem Sohn mangelt es zunächst an Selbständigkeit und – ebenso wie dem Vater – an Realitätssinn. Erstere erwirbt er im Zuge seiner Lehrzeit im Wald, Letzteren vor allem durch die eheliche Verbindung mit der Prinzessin. Die Prinzessin wiederum kann zwar frei über das Lebenswasser verfügen und besitzt ausgeprägte Menschenkenntnis, ist aber samt ihrem Schloss mit einem zauberischen Bann belegt, der sie von der übrigen Welt isoliert. Sie bedarf also der Erlösung und Befreiung und

wünscht zudem einen Mann an ihrer Seite; in dem jungen Prinzen findet sie sowohl einen Befreier als auch einen Gemahl und Regenten. Und da das Reich von dessen Abkunft seinerseits ein weibliches Gegengewicht entbehrt, stellt die Vermählung dieser beiden eine wechselseitig befruchtende Verbindung dar, insofern als das Ungleichgewicht auf beiden Seiten nivelliert wird. Hinzu kommt, dass die beiden älteren Brüder des Prinzen – der Inbegriff des Bösen – am Ende des Märchens eliminiert, weil flüchtig, sind. Auch wird der jüngste und gute Prinz die Thronfolge im väterlichen Königreich antreten. So schließt sich also der Kreis, und das Märchen nimmt ein gutes Ende. Wenn nun alle agierenden Personen als Teile einer einzigen Persönlichkeit betrachtet werden, könnte das Märchen den Selbstfindungs- und Selbstverwirklichungsprozess eines Menschen mit allen seinen widerstreitenden Anteilen symbolisieren.

## Märchentheorie

Im Anschluss an die Interpretation des Märchens „Das Wasser des Lebens“ und unter Einbezug weiterer, erinnertes Märchen versuchten wir im Plenum, induktiv auf Charakteristika und Musterläufigkeiten von Märchen zu schließen. Ergänzend führte Felix in die Märchentheorie gemäß der tiefenpsychologischen Schule Carl Gustav Jungs ein (vertreten und erweitert von Hedwig Beit, Marie-Louise von Franz, Mario Jacoby, Verena Kast, Ingrid Riedel u. a.). Sowohl unsere eigenen Überlegungen als auch die durch den Vortrag gewonnenen Erkenntnisse seien nachfolgend zusammengefasst:

Das typische Märchen erzählt von einer Suchwanderung oder Suchfahrt eines Helden, seltener einer Heldin. Die Figuren und Charaktere des Märchens konstellieren sich zu Beginn zumeist in Form eines Quartetts, in der ein Geschlecht (numerisch) dominiert. In dem Märchen „Das Wasser des Lebens“ setzt sich das Quartett z. B. aus dem König und seinen drei Söhnen zusammen. Auch am Ende des Märchens steht oft eine Vierergruppe, Sinnbild der Ganzheit, jedoch in geschlechterparitätischer Zusammensetzung, also einer harmonischen Ganzheit. Deren Kern bildet zumeist ein gemischtgeschlechtliches Paar – wie z. B. Prinz und Prinzessin im „Wasser des Lebens“ (wobei in diesem Fall am Ende eine Triade steht). Die Charaktereigenschaften der Märchenfiguren werden zu eindeutigen stilisiert und tragen einer dualistischen Moral Rechnung: Es gibt eine klare Trennung zwischen Gut und Böse, Schön und Hässlich (wobei Schönheit fast immer auch innere Schönheit impliziert) usw. Ambivalenzen ergeben sich erst, wenn die Märchenhandlung auf der Subjektstufe betrachtet wird. Die jüngste Tochter bzw. der jüngste Sohn ist oft mit besonderen Qualitäten ausgestattet, manchmal auch tumb-naiven Charakters, und arriviert gerade deshalb als Held, so z. B. der Jüngling im „Wasser des Lebens“. Was in der profanen Welt zum Nachteil gereicht, ist in der Zaubewelt nicht selten von besonderem Wert, mitunter gar das „Sesam, öffne dich“.

Am Anfang eines Märchens wird typischerweise ein Missstand bzw. ein virulentes Problem offenbar, häufig die Hinfälligkeit des Königtums. Um den Missstand zu beheben bzw. das Problem zu lösen, bedarf es in der Regel eines ganz bestimmten Kleinods, das wiederum nur unter schwierigen Umständen und kaum jemals ohne die Hilfe von zauberkundigen Adjuvanten gefunden werden kann. Meistens treten drei Wagemutige zur Lösung des Problems an, von denen die ersten beiden scheitern und dergestalt das erfolgreiche Bemühen des Helden kontrastieren. Im „Wasser des Lebens“ treten die beiden älteren Brüder als Kontrastfiguren auf. Erst der dritte Wagemutige, meist der Jüngste, erfüllt die entscheidenden Voraussetzungen und vermag sich zu bewähren. Die Suchwanderung, zu der der Held in der Regel spontan und unaufgefordert aufbricht, führt ihn von der herkömmlichen, profanen Welt (die auf der Subjektstufe das Alltagsbewusstsein repräsentiert) jenseits die Grenzen eines geheimnisvollen, magischen Reiches (das auf der Subjektstufe dem Unbewussten entspricht). Innerhalb des magischen Reiches befindet sich nicht selten ein Kernkomplex, etwa ein Schloss, in dessen Mitte die begehrte Kostbarkeit, z. B. das Lebenswasser, verborgen liegt, der aber unwegsam und unzugänglich ist. Nun kommt im Allgemeinen ein rühriges Zauberesen, z. B. ein Zwerg, ins Spiel, welches dem Helden vermittels Wundergaben oder Hinweisen Zutritt zum magischen Komplex verschafft.

Während seiner Suche durchläuft der Held einen Entwicklungs- und Reifungsprozess. Sein Zugesinn an Reife wird gewöhnlich in den Gegenständen, die er bekommt, oder den Personen, mit denen er in Beziehung tritt, symbolisiert. Während der Held sich auf dem Heimweg befindet, passiert es dann nicht selten, dass ein Gegenspieler auf den Plan tritt und sich der errungenen Kostbarkeit bemächtigt, so dass sich der Held abermals auf die Suche nach ihr begeben bzw. einen weiteren Reifungsprozess durchlaufen muss. Sobald er auch diese Schwierigkeit bewältigt hat, mündet die Märchenhandlung dann typischerweise in ein glückliches Ende.

Am Ende des Märchens wird meistens Hochzeit gehalten, was die Verbindung von zwei sich ergänzenden und wechselseitig befruchtenden Elementen, und letztlich die Erneuerung des ehemals maroden Königtums beinhaltet. Auch liegen zwischen dem magischen und dem profanen Bereich keine unüberwindbaren Hindernisse mehr, wenn nicht gar der magische Bereich entzaubert worden

ist. Jedenfalls befinden sich widerstreitende Elemente nun im Einklang, ungleichgewichtige im Gleichgewicht, und auf der Subjektstufe bedeutet dies, dass der betrachtete Mensch zu einer neuen Übereinstimmung mit sich selbst gefunden hat.

### „Die sieben Raben“

In dieser Woche beschäftigten wir uns mit einem weiteren Märchen, betitelt „Die sieben Raben“ (Reader, S. 13/14). Es weist zahlreiche Diminutive auf, was im Kurs durchweg auf Ablehnung gestoßen ist. Der diminutive Wortgebrauch lässt sich jedoch insofern erklären, als die Grimmschen Märchen als Kindermärchen ausgewiesen sind und Wilhelm Grimm entsprechende „kindertümliche[n]“ (Poser 1980, S. 25) Modifizierungen der Erstfassung vorgenommen hat (vgl. ebd., S. 24 f.). Allerdings gab es auch einen positiven Interpretationsansatz, der betont, dass, wer klein wie die Protagonistin ist, noch die Möglichkeit zu Wachstum und Entwicklung hat. Bei diesem ersten Meinungsaustausch haben wir es belassen und uns dann der Umsetzung des Märchens in Illustrationen zugewandt. Eines der Resultate meiner kreativen Auseinandersetzung ist das Titelbild des Portfolios. Aufgrund dessen sei auch die Handlungsfolge dieses Märchens kurz und bündig geschildert:

Und zwar geht es um einen Mann, der sich nach sieben Söhnen sehnlich eine Tochter wünscht. Und das achte Kind, das er mit seiner Frau zeugt, ist tatsächlich ein Mädchen. Das jedoch ist so schwach und klein, dass die Eltern beschließen, es nottaufen zu lassen. Sie schicken einen ihrer Söhne zum Brunnen, Taufwasser zu schöpfen; die anderen sechs begleiten ihn. Vor lauter Eifer fällt ihnen aber der Krug in den Brunnen, so dass sie sich nicht nach Hause getrauen. Der Vater wird ungeduldig und verflucht seine Söhne – sie sollten alle zu Raben werden –, woraufhin sich die sieben auch tatsächlich in solche verwandeln. So wächst das Mädchen allein bei seinen Eltern auf, ohne überhaupt von der Existenz seiner Brüder zu wissen, bis es eines Tages hört, wie deren Schicksal kolportiert wird. Schlechten Gewissens begibt sich das Mädchen auf die Suche nach seinen verschollenen Brüdern, gelangt ans Ende der Welt zur Sonne und zum Mond; die jedoch bedrohen es. Erst bei den Sternen findet das Mädchen Rat und Hilfe: Der Morgenstern überreicht ihm ein Hühnerbein, den Schlüssel für den Glasberg, in dem die sieben Raben wohnen. Das Hühnerbein aber verliert es unterwegs. Um dennoch in den Glasberg hineinzugelangen, opfert es einen seiner Finger und schließt mit diesem auf. Während die Raben noch ausgeflogen sind, nimmt sich das Mädchen von jedem ihrer Teller und trinkt aus jedem ihrer Becher. In den siebten Becher lässt sie einen Ring ihrer gemeinsamen Eltern fallen. Als die heimgekehrten Raben den Ring erkennen und sich die Schwester ihnen offenbart, finden Erstere zu ihrer Menschengestalt zurück. Zu guter Letzt ziehen sie alle – acht an der Zahl – beglückt heimwärts.

### Eigene Märchenkomposition

Um das methodisch-didaktische Repertoire zu komplettieren, galt es am Ende der Kurswoche, angeregt durch vorgegebene Märchenanfänge, die ersten eigenen Erzählungen zu verfassen.

Ich bin dabei sowohl intuitiv als auch intentional und systematisch verfahren. Z. B. habe ich mir ein Rahmenkonzept erdacht, die Schlüsselfiguren festgelegt und gleichzeitig meinen Ideen freien Lauf gelassen. Besonders war mir an einer schlüssigen Symbolik gelegen, die ich meine, vor allem in den Tiergestalten auch gefunden zu haben. So wählte ich den Raben in der Funktion des Kundschafters und „Todesboten“ wie auch als Symbol der Neugier, Intelligenz und Freiheit, den Tiger als Symbol der Wildheit, Wehrhaftigkeit, Emanzipation und Anmut (und, wie ich später erfuhr, als klassische Animagestalt im Sinne C. G. Jungs) sowie die Schlange als matriarchales Symbol der Veränderung, Wiedergeburt und Heilung wie auch als Sinnbild der Ursprünglichkeit.<sup>2</sup> Bezüglich der Stimmigkeit meiner eigenen Assoziationen habe ich mich jeweils rückversichert, indem ich meine Mitmenschen und entsprechende Literatur konsultiert habe. Über den Raben als geschichtsträchtigen Symbolträger fand ich bspw. Folgendes: „Die Verbindung zwischen Raben und Tod führten zu der Annahme, daß die Vögel den Tod vorhersagen konnten, und das heisere Krächzen der Raben wurde in ganz Europa sowie in Teilen Afrikas und Asiens für die Ankündigung drohenden Unglücks gehalten. ... Der Rabe hatte seinen schlechten Ruf vermutlich nicht nur, weil er Aas fraß, sondern auch, weil er angeblich

<sup>2</sup> Um Missverständnissen vorzubeugen, erachte ich es als sinnvoll, den Terminus „matriarchal“ bzw. „Matriarchat“ genauer zu definieren. Bei der Begriffsbestimmung stütze ich mich auf Ausführungen der langjährigen Matriarchatsforscherin Heide Göttner-Abendroth (1997, S. 13 ff.). Entgegen manchen Behauptungen, so diese, sei der Begriff „Matriarchat“ keinesfalls das Antonym zu „Patriarchat“. Im Falle einer historiologisch korrekten Übersetzung heißt „Patriarchat“ zwar weiterhin „Herrschaft der Väter“, „Matriarchat“ jedoch ist – gleichsam als Hinweis auf seine weltanschaulichen Prinzipien – in der Bedeutung „Am Anfang die Mütter“ zu verstehen. In ökonomischer Hinsicht klassifiziert Göttner-Abendroth Matriarchate als „Ausgleichsgesellschaften“ (ebd., S. 16), in sozialer als „nicht-hierarchische, horizontale Verwandtschaftsgesellschaften“ (ebd.), in politischer als „Konsensgesellschaften“ (ebd., S. 17) und in symbolisch-weltanschaulicher als „sakrale Gesellschaften“ (ebd., S. 19), die an die Heiligkeit alles Seienden glaub(t)en.

seine Jungen nicht ordentlich fütterte (junge Raben sind tatsächlich auffallend laut, wenn sie nach Futter rufen)." (Heinrich 1994, S. 20). Funktional habe ich die oben genannten Symbolträger mit vergleichsweise positiven Eigenschaften belegt, nicht zuletzt um kulturgeschichtlich herzuleitende Negativkonnotationen zu „neutralisieren“.

Ferner habe ich intendiert, meine Kritik an patriarchalischen Suggestionen in Märchen, vor allem aber in Märcheninterpretationen in meine Erzählung einfließen zu lassen. Anders ausgedrückt, habe ich versucht, gerade diese Einflüsse zu eliminieren. Als Literaturgrundlage diente mir dabei z. B. Gerda Weilers (1996) Kritik an der Jungschen Archetypenlehre.

An jenem Freitag konnte ich zeitlich bloß eine Rohfassung des Märchens realisieren, im Verlauf der weiteren Wochen ist daraus „Das Märchen vom Lustgarten mit den goldenen Früchten“ entstanden, welches ebenfalls ins Portfolio einbezogen ist.

## Stellungnahme

Im Verlauf der ersten Kurswoche erprobten wir im Umgang mit Märchen also sämtliche avisierten Herangehensweisen. Insbesondere die kreativen Arbeitsphasen boten einen erquickenden Kontrast zum üblicherweise theoriezentrierten Wahlfach- und Ergänzungsunterricht.

Über die Kurssitzungen hinaus hat mich vor allem die punktuell thematisierte tiefenpsychologische Märchentheorie in Anlehnung an Carl Gustav Jung beschäftigt, speziell die komplementären Dualismen „männlich“ – „weiblich“, die für die Märchentheorie geradezu zentral scheinen. Meine Kritik an diesem Konzept, die ich an dieser Stelle nur andeuten möchte, gründet auf der Annahme, dass „männliche“ und „weibliche“ Eigenschaften erst durch kulturelle Zuschreibungen entstehen, folglich konstruiert und nicht – wie Jung meint – angeboren und naturgegeben sind. In meinen Augen sind derart fixierende Zuschreibungen inadäquat und zu verwerfen, erst recht wenn sie mit einer Hierarchisierung und gesellschaftlichen Zwängen einhergehen. Christine Hauskeller (2000, S. 91) abstrahiert in Anlehnung an Judith Butler: „Einzelne werden zu Subjekten durch Unterwerfung unter die Ordnungsraster der Sprache jener Gesellschaftsformation, in die sie hineingeboren werden. Keine hat Erfahrungen oder Wissen über sich selbst als Subjekt, das nicht diskursiv vermittelt und damit durch die Sprache und ihre Objektbildungskategorien formiert wären. Die so konstruierten Subjekte erfahren die Wirklichkeit in der Weise, wie es die diskursiven Ein- und Ausschließungen vorgeben, in denen sie wahrnehmen und denken. Das eigene Subjektsein ist ihnen nur als bereits subjektivierten Individuen präsent und ihr Sprechen ist von der Denkweise so subjektivierter Frauen oder Männer geprägt. Hinzu kommt, daß die Begriffe *Frau* und *Mann* [diskursiv! H. M.] miteinander verklammert sind, und daß daher die diskursive Bekräftigung des einen zugleich eine Affirmation des anderen ist“.

Ansonsten hätte mich noch interessiert, wie die typische Suchfahrt(?) einer Märchenheldin verläuft.

## Literatur

Göttner-Abendroth, Heide: Zur Definition von „Matriarchat“. In: Dies./Derungs, Kurt (Hrsg.): *Matriarchate als herrschaftsfreie Gesellschaften*. Bern 1997, S. 13-25

Hauskeller, Christine: *Das paradoxe Subjekt. Widerstand und Unterwerfung bei Judith Butler und Michel Foucault*. Tübingen 2000, S. 89-97

Heinrich, Bernd: *Die Seele der Raben. Eine zoologische Detektivgeschichte*. Aus d. Amerikan. von Marianne Menzel. München 1994, S. 7-40

Jung, Carl G.: *Archetypen*. 8. Aufl., München 1999, S. 7-43

Lauer, Gerhard: Stichwort „Symbol“. URL: <http://www.fachschaften.uni-muenchen.de/Germanistik/Glossar/lauer.doc> 2001 (Datum der Informationseinholung: 02.03.2002)

Microsoft (Hrsg.): Stichwort „Allegorie“. In: *Microsoft Encarta Enzyklopädie 1999*. 6. Aufl., 1998

Poser, Therese: *Das Volksmärchen: Theorie, Analyse, Didaktik*. München 1980, S. 7-35

Weiler, Gerda: *Der enteignete Mythos. Eine feministische Revision der Archetypenlehre C. G. Jungs und Erich Neumanns*. Königstein im Taunus 1996, S. 170-234

Von: Hanna Salomé Müsche (Koll.-Nr.: 986209)  
An: EU 1 00 Märchenanalyse  
Betr.: Handout zu unten stehendem Thema

Mi., 20.02.2002

## Deutung des Märchens

### „Die Frau, die auszog, sich ihren Mann zurückzuerobern“

in Anlehnung an Verena Kast  
(Jungsche Schule)

#### Arbeitsschritte

1. Angaben zur Person Verena Kasts
2. Kurzeinführung in die tiefenpsychologische Terminologie C. G. Jungs
3. Anwendung auf das Märchen „Die Frau, die auszog, sich ihren Mann zurückzuerobern“
  - 3.1. Lektüre des Märchens
  - 3.2. Tiefenpsychologische Deutungsmöglichkeiten in Anlehnung an Verena Kast
4. Diskussion der Deutung im Plenum



#### Literatur

Jung, Carl G.: Über die Archetypen des kollektiven Unbewußten [1934]. In: Ders.: Archetypen. 8. Aufl., München 1999, S. 7-44





Ders.: Über den Archetypus mit besonderer Berücksichtigung des Animabegriffes [1936]. In: Ders.: Archetypen. 8. Aufl., München 1999, S. 57-74

Ders.: Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetypus [1938]. In: Ders.: Archetypen. 8. Aufl., München 1999, S. 75-106

Kast, Verena: Beziehung statt Zerstörung. In: Dies.: Liebe im Märchen. 2. Aufl., Olten 1992, S. 99-120

Dies.: Eine Auseinandersetzung mit dem Animus- und Animabegriff C. G. Jungs. In: Dies.: Paare. Beziehungsphantasien oder Wie die Götter sich in den Menschen spiegeln. Stuttgart 1984, S. 157-177

„Die Frau, die auszog, sich ihren Mann zurückzuerobern“ – Personenschemata

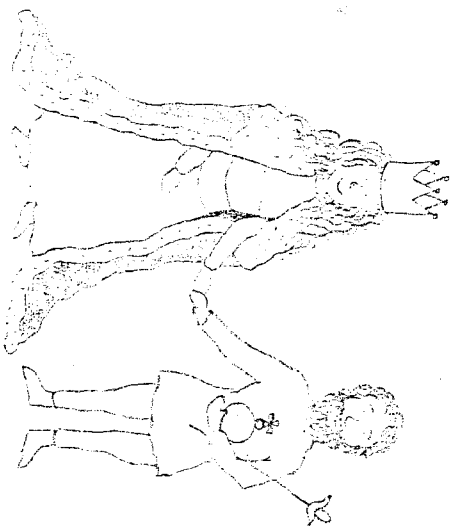
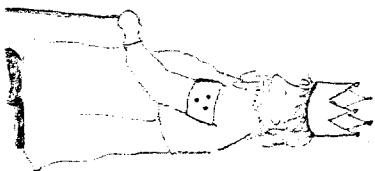
Schema 1: Ausgangssituation		Schema 2: Endsituation	
 König 1. Prinz (ältester Sohn) 2. Prinz (mittlerer Sohn) 3. Prinz (jüngster Sohn)	 Königin Prinzessin (Schwiegertochter)	 König 1. Prinz (Regent) 2. Prinz 3. Prinz	 Königin Prinzessin (Repräsentantin)
<p style="text-align: center;"><b>Probleme (Subjektebene)</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Erblindung u. Depression des alten Königs = Bewusstseinschwäche, Festhalten an Vergangenen, Stagnation;</li> <li>• Ferne u. Bösartigkeit der Hexe = Verdrängung u. Geringschätzung des Weiblichen, Beziehungslosigkeit zum Weiblichen;</li> <li>• Gestaltwandel der Hexe = Anpassung an unbewusst projizierte Animagabilder</li> </ul> <p style="text-align: center;">→ <b>Manko: Zaubermesser</b> = Intuition, schöpferische Veränderung(sbereitschaft) u. Bewusstheit</p>		<p style="text-align: center;"><b>Lösungen (Subjektebene)</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Tötung der Hexe = Bewusstwerdung, Unempfänglichkeit für Beziehungssphantasien, ungehinderter Zugang zur Lebensenergie, Vitalisierung;</li> <li>• Heilung u. Abdankung des Königs = Bewusstseinsweiterung, Fähigkeit loszulassen;</li> <li>• symbolische Krönung der Prinzessin = Aufwertung u. Integration des Weiblichen</li> </ul> <p style="text-align: center;">→ <b>Resultat: Sehkraft u. Erneuerung des Königtums</b> = fortgeschrittene Individuation</p>	



# Suchfahrt der Heldin

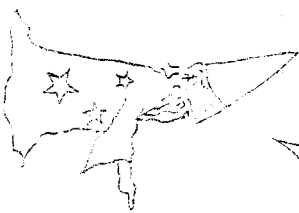


**Ausgangssituation:**  
Erblindung u. Depres-  
sion des alten Königs,  
Verfall des Reiches



Krönung der Prinzessin,  
Regentschaft ihres Gemahls

**Leidsituation:**



Hexenmeister  
1. Helfer

Rückkehr mit dem  
Zauberwasser u.  
den 3 Prinzen,  
Heilung des Königs

heimlicher Aufbruch der Prinzessin

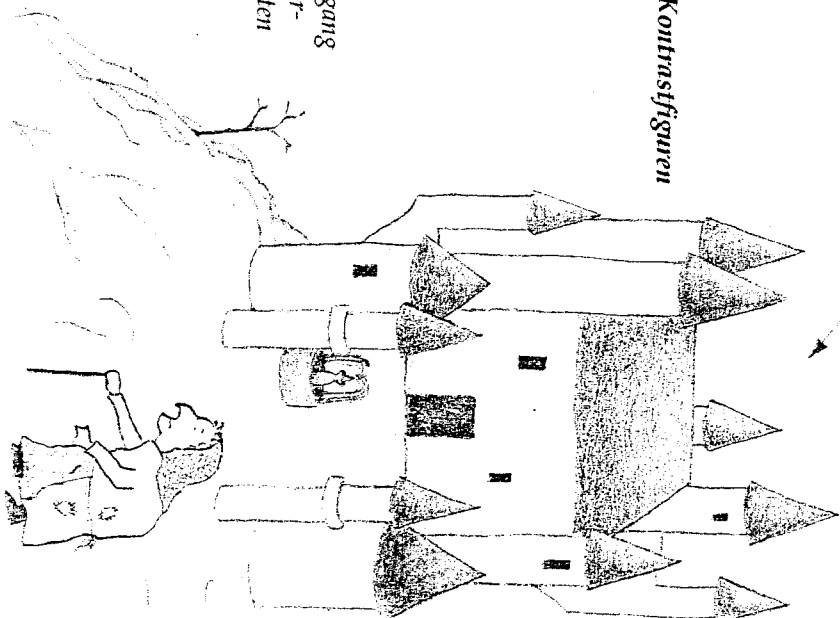


3. Prinz  
2. Prinz  
1. Prinz }  
Kontrastfiguren

Tötung der Hexe, Zugang  
zum Zauberwasser, Er-  
lösung der Versteinerten



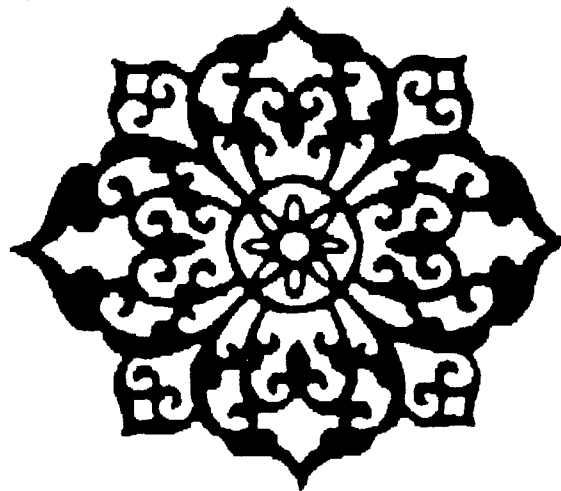
alter Fischer  
2. Helfer



Hexenfelsen am Ende der Welt

# Zur tiefenpsychologischen Terminologie

C. G. Jungs



*Diese Arbeit ist  
hier nicht  
wiederge-  
geben*

„Unser Unbewusstes aber birgt belebtes Wasser, das heißt naturhaft gewordenen Geist, um dessentwillen es aufgestört worden ist. ...  
Wer ins Wasser schaut, sieht zwar sein eigenes Bild, aber dahinter tauchen bald lebendige Wesen auf“

(Jung 1999, S. 26 f.).